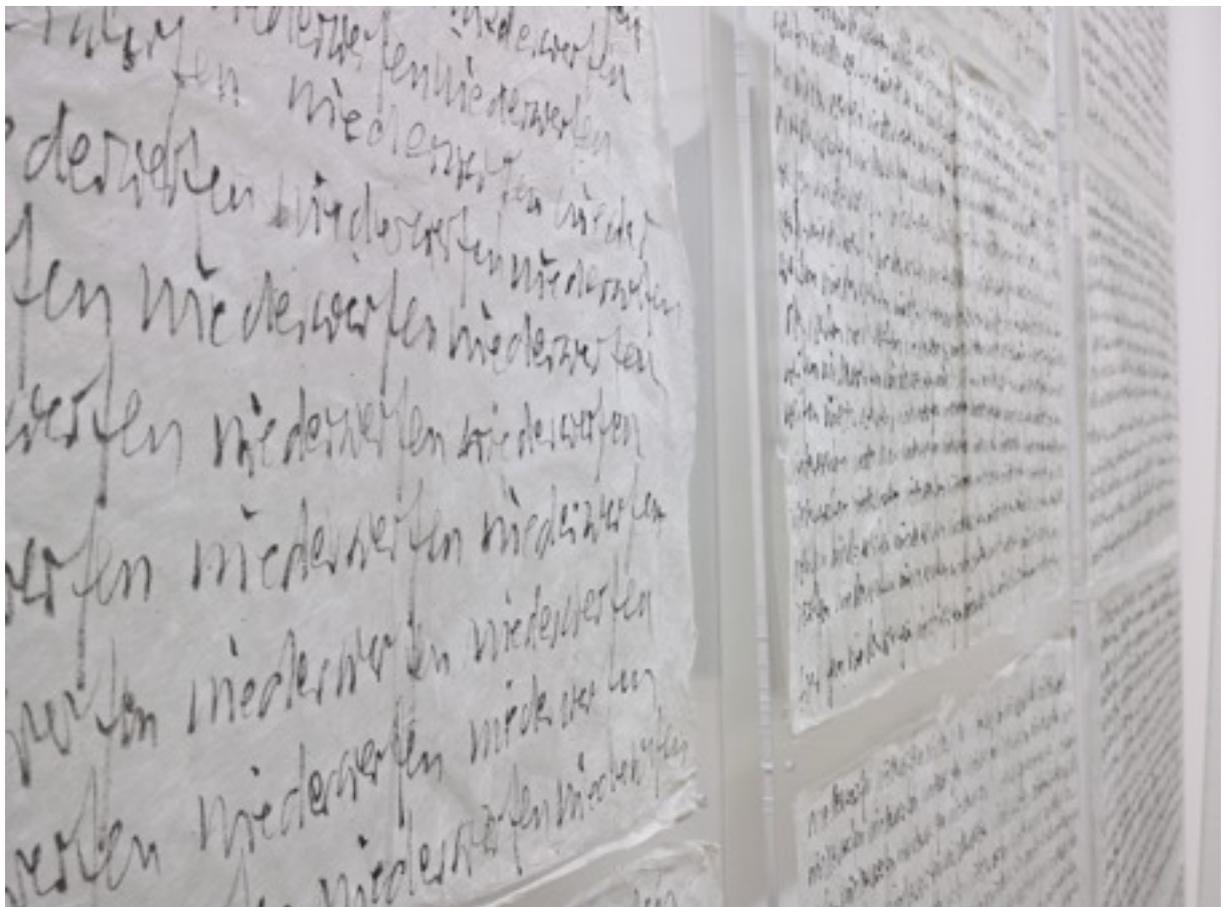


Werkstattgespräche im Atelier Storchenbüel in Sevelen

Zusammenfassung des Vortrags vom 12. März 2013

Ein Wort über das Wort

von Alfons Dür und Gert Gschwendtner



*„Worte kitzeln empfindlicher, als Finger es je vermögen.“
Rafik Schami*

Ein Wort über das Wort

Einen schönen guten Abend!

Heute Abend sprechen wir über die wortgebundene Sprache. Wir werden auf die Verwendung, den Sinn und Zweck sowie die Bedeutung von Sprache eingehen. Speziell eben die Sprache als das Ausdruckspotential, das der Mensch über Worte konstruiert, erfindet und zur Kommunikation benutzt.

„Ein Wort über das Wort“, unter diesen Titel hat der tschechische Schriftsteller und spätere Staatspräsident Vaclav Havel 1989 seine Dankesrede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels gestellt.

Wenige Wochen vor dem Fall der Berliner Mauer erinnerte Havel in dieser von Maximilian Schell vorgetragene Rede (er selbst durfte nicht aus der Tschechoslowakei ausreisen) an die Kraft und die geheimnisvolle Macht des Wortes in der menschlichen Geschichte. Er verwies u.a. auf Worte wie Solidarnosc, Glasnost und Perestroika, die innert kürzester Zeit die politische Landschaft der Welt veränderten. Er erinnerte aber auch an die ambivalente Rolle des Wortes, das Hoffnung und „todbringender Pfeil“ sein kann. Was eigentlich war das Wort von Lenin, Marx und Freud, so fragt er, und was ist aus dem Wort Christi geworden? In seiner Heimat sei das Wort „Sozialismus“, das für ganze Generationen von Erniedrigten und Unterdrückten „ein magnetisches Synonym für eine gerechtere Welt“ gewesen sei, „schon längst ein ganz gewöhnlicher Gummiknüppel geworden, mit dem irgendwelche reich gewordenen und an nichts glaubenden Bürokraten alle ihre frei denkenden Mitbürger in den Rücken schlagen“.

Alfons Dür griff bei seinen Ausführungen vor allem den Aspekt der geschichtlichen Entwicklung des Wortes und der Sprache auf und zeigte an Beispielen, wie sich im Bedeutungswandel einzelner Worte die geschichtliche Entwicklung der Gesellschaft widerspiegelt.

I. Der Begriff Ästhetik – um an das 1. Werkstattgespräch anzuknüpfen - leitet sich vom griechischen Wort „aisthesis“ bzw. dem Verb „aisthanomein“ (aisthanomai) ab. „Aisthanomein“ wird im Deutschen mit „wahrnehmen“ übersetzt. Darin ist ein Bezug zu „Wahrheit“, zum Richtigen und Sicherem enthalten, der dem griechischen Begriff fremd war. Die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Begriffes war wesentlich offener und breiter und umfasste verschiedene Phasen und Aspekte des Wahrnehmens, wie aufnehmen, fühlen, bemerken, erfahren, verstehen und einsehen. In der Zusammensetzung des griechischen Wortes finden sich auch lautlich die Phasen des Wahrnehmens:

im „ai“ das plötzliche Aufmerksamwerden
im „sta“ das Anhalten, Stehenbleiben und Staunen,
und im „na-mai“ das Auf- und Annehmen.

Unter Aisthesis wurde bald das visuelle Wahrnehmungsvermögen (die Welt-Anschauung) verstanden, im Gegensatz zur Akroasis, der Anhörung der Welt. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts nahm der Begriff „Ästhetik“ die Bedeutung einer „Lehre vom Schönen“ an. Erst später wurde er wieder auf seine ursprüngliche Weite zurückgeführt.

II. In der Geschichte des „Schuldbegriffes“ zeigt sich die geschichtliche Entwicklung des Denkens, die zu der für das Strafrecht wesentlichen Differenzierung in Vorsatz und Fahrlässigkeit geführt hat.

Von zentraler Bedeutung für das Denken über Schuld ist der Mythos von Kain und Abel. Die christliche Überlieferung stützt sich auf die Textfassung der „Vulgata“, einer lateinischen Übersetzung des biblischen Urtextes aus dem 4. Jhdt. nach Christi, die jüdische Tradition hingegen auf die in der „Thora“ enthaltene hebräische Urfassung. Hierbei ergeben sich bei einigen Textstellen interessante Unterschiede:

In der Vulgata-Fassung heisst es: *„Kain sprach zu seinem Bruder: ‚Komm wir wollen auf das Feld gehen!‘ Als sie auf dem Felde waren, stürzte sich Kain auf seinen Bruder und erschlug ihn.“*

In der Thora lautet diese Stelle: *„Kain sprach zu seinem Bruder Abel, und als sie auf dem Felde waren, erhob er sich gegen ihn und erschlug ihn.“*

Der Thora-Text sagt nicht, was Kain zu Abel gesagt hat. Mit eben dieser Frage *Was hat er ihm gesagt?* haben sich in der Folge die jüdischen Kommentatoren dieser Thora-Stelle beschäftigt. Nach einer der interessantesten Antworten auf diese Frage soll Kain zu Abel gesagt haben: *„Es gibt weder Gerechtigkeit noch Richter“.*

Wir begegnen in der Thora-Version der Suche nach dem erklärenden Wort. Pierre Legendre, ein französischer Rechtshistoriker und Psychoanalytiker schreibt dazu: *Was wir daraus lernen können, ist folgendes: Alle Vorwände sind gut genug, um zu töten, aber die Menschheit findet unaufhörlich die Motive des Mordes im Mörder als einem wünschenden Objekt. Das aber heißt, dass wir die Gründe oder Fundamente des Mordes nur dann erfassen, wenn wir uns im Klaren darüber sind, dass das Rätsel des Mordes auf das Rätsel des Wunsches zurückverweist.“*

In der Vulgata heisst es, die Stimme *„des Bluts deines Bruders“* schreit zum Himmel. Die Thora verwendet die Mehrzahl, dort heisst es *„die Stimme der Blute“* schreien zum Himmel. Damit wird gesagt, dass Kain auch das Blut der Kinder Abels und der Kinder dieser Kinder und all seiner Nachkommenschaft vergossen habe. Der Mord wird also als genealogisches Verbrechen angesehen. Die Sicherstellung der Genealogie wird später im rechts- und staatsphilosophischen Denken als wesentliche Aufgabe des Staates verstanden.

Ein interessanter Aspekt der Geschichte von Kain und Abel ist das „Kainszeichen“. Kain sagt sowohl in der biblischen als auch in der Thora-Fassung zu Gott: *„Zu gross ist meine Schuld als dass ich sie tragen könnte. Du hast mich heute vom Ackerland verjagt und ich muss mich vor deinem Angesicht verbergen; rastlos und ruhelos werde ich auf der Erde sein, und wer mich findet, wird mich erschlagen.“* Bibel und Thora zeigen den Mord als absolutes Verbrechen. Legendre: *„Der tatsächlich begangene Mord bedeutet nichts anderes als den Zusammenbruch der Welt.“* In einem talmudischen Kommentar heisst es dazu: *„Damit wird dir gezeigt, dass das Leben eines einzigen Menschen so schwer wiegt wie das Werk der Schöpfung.“*

Nach Bibel und Thora sprach Gott daraufhin zu Kain: *„Darum soll jeder, der Kain erschlägt, siebenfacher Rache verfallen. Darauf machte der Herr dem Kain ein Zeichen, damit ihn keiner erschlage, der ihn findet.“* Das Zeichen, das Gott Kain gab – meist als Horn auf der Stirn dargestellt – ist ein Schutzzeichen, das Kain

vor der Rache retten soll. Kain soll zwar rast- und ruhelos umherirren, nicht aber getötet werden. Schon im Urmythos vom Mord wird daher die Vergeltung von Gleichem mit Gleichem abgelehnt. Der Diskurs über die „verdiente Strafe“ beginnt hier.

Nach der Bibel ließ sich Kain daraufhin „im Land Nod, östlich von Eden“ nieder. In einer nicht zum biblischen Kanon zählenden Sage wird dazu bemerkt: „Also flüchteten sich alle, welche andere unversehens töteten, in die Freistädte, welche im Osten des Landes Israel liegen.“ Damit begegnen wir der Institution der Frei- oder Asylstätten, die in der Kulturgeschichte der Menschheit von entscheidender Bedeutung sind. Wer bei einer Asylstätte Schutz und Zuflucht suchte, war „*asylus*“, unantastbar. Er durfte nicht angegriffen und verfolgt werden.

Die Einrichtung des Asyls war deshalb besonders wichtig, weil das frühere Strafrecht nicht zwischen Vorsatz und Fahrlässigkeit differenzierte. Der Grundsatz war: die Tat tötet den Mann, auf die Schuld kam es nicht an. Stürzte ein Haus wegen schlechter Bauführung ein und wurde dabei der Hausherr getötet, so sollte nach dem Codex Hammurabi (1700 v. Chr.) der Baumeister getötet werden; starb aber beim Einsturz des Hauses der Sohn des Hausherrn, so sollte der Sohn des Baumeisters getötet werden. Weil nicht die Schuld, sondern der Erfolg der Tat Anknüpfungspunkt für Sanktion und Verfolgung war, gab es sogar Gerichtsprozesse gegen Sachen und Objekte, etwa umgestürzte Bäume, die einen Menschen erschlagen hatten und auch gegen Tiere, die Menschen angefallen, verletzt oder getötet hatten.

Bis in das 16. Jahrhundert sind auch in unseren Gegenden Berichte über Prozesse gegen Tiere überliefert. Wer das Unglück hatte, durch Zufall oder aus mangelnder Sorgfalt jemanden verletzt oder getötet zu haben, musste daher mit gleicher Verfolgung rechnen wie ein vorsätzlich handelnder Täter. Das Asyl bot sowohl dem Unschuldigen als auch dem Schuldigen Schutz. Diese Ambivalenz führte im Laufe der Geschichte zu Einschränkungen des Asylschutzes, als rechtlich anerkannte Institution blieb das Asyl aber bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erhalten. Ursprünglich waren es religiöse Kultstätten, die Asylschutz boten, in der christlichen Zeit hatte generell jede Kirche Asylfunktion. Es gab aber auch weltliche Häuser (in Wien gab es derer 138), Badestätten, Friedhöfe und sonstige Orte, denen das Asylrecht zukam.

In der Antike hatten Sklavenasyle grosse Bedeutung, wo entlaufene Sklaven Schutz fanden. Neben „Verbrecherasylen“ gab es auch Schuldnerasyle. Insgesamt waren dies bedeutsame Einrichtungen, die zur Humanisierung, Differenzierung und Entkriminalisierung nicht nur der Strafrechtes, sondern der gesamten Rechtsordnung führten.

All dies führte über viele Jahrhunderte zur Differenzierung des Schuldbegriffes. Auch Alltagssituationen, wie etwa, dass schlafende Kinder im Bett bei der Mutter erdrückt wurden, trugen entscheidend dazu bei. Unser heutiger Schuldbegriff ist daher das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung.

III. Auch die Verwendung des Wortes „Frau“ hat eine lange Geschichte. Etymologisch leitet sich das Wort „Frau“ (ahd. „frouwa“, mhd. „vrouwe“) vom althochdeutschen Wort „fro“ ab, das Herr oder Gebieter bedeutet. In der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung ist „frouwa“ bzw. „vrouwe“

Standesbezeichnung und Anrede für die verheiratete Edeldame als Vorsteherin des Hauswesens. Dem steht die Bezeichnung Weib („wib“ – ahd/mhd. die Verhüllte) als Geschlechtsbezeichnung und Bezeichnung der Frauen niederer Schichten gegenüber.

Jahrhundertlang kommt daher in der Anrede „Frau“ der soziale Status einer höher stehenden und verheirateten Person weiblichen Geschlechtes zum Ausdruck. Noch im Jahr 1901 zählte ein in Wien erschienenes „Handbuch für den politischen Verwaltungsdienst“ die „*Bezeichnung Frau als Titular*“ zu den Vorrechten des Adels. Letztlich hat erst der lange gesellschaftliche Prozess der Demokratisierung auch in sprachlicher Hinsicht die Differenzierung und Diskriminierung von „Weib“ und „Frau“ überwunden.

Ein wesentlicher Titel für unverheiratete Frauen war seiner Zeit „Fräulein“. Eine Verkleinerungsform des Wortes Frau. Eine ähnliche Bezeichnung gab es bis Ende der 60er Jahre auch für den unverheirateten Mann: Signorino. Im Süddeutschen Raum wurde bis nach dem 2. Weltkrieg eine nichtselbstständige Frau „das Mensch“ genannt. Eine Reduktion bis ins Kindhafte.

Sprache hat demnach immer eine disziplinierende Funktion der Gesellschaft gehabt. Ferdinand de Saussure sagte bereits: „Sprache ist ein Instrument, das in die Gesellschaft geworfen ist und sich ständig neu generiert und ständig neu entwickelt.“ Daher widert es ihn intellektuell an, auf sogenannte etymologische Grundzüge eines Begriffes zurückzugehen, da es ein sinnloses Unterfangen darstellt, denn die Entwicklung eines Begriffes ist nie linear. Vielmehr ist sie sprunghaft und durchläuft viele Wandlungen. Siehe den Begriff Frau: von „frouwa“ über „vrouwe“ bis zu Frau und Fräulein.

Der Schriftsteller Victor Klemperer schrieb *LTI – Notizbuch eines Philologen* (**L**ingua **T**ertii **I**mperii: Sprache des Dritten Reiches). Er beobachtete und protokollierte die deutsche Sprache im Laufe der Herrschaft bzw. der Diktatur des Nationalsozialismus. Er war verheiratet mit einer Arierin und konnte aufgrund dessen überleben. Er schrieb dieses Buch über das Prinzip, Sprache zu verwenden, um ein totalitäres System durchzusetzen und durchzustrukturalisieren, 1952 fertig und wollte es in der DDR herausgeben. Eine Auflage wurde ihm genehmigt. Die Verantwortlichen lasen daraufhin das Buch und mussten feststellen, dass dieses Buch auch für ihr eigenes System gefährlich sein könnte. Daraufhin zogen sie die Hälfte der Auflage wieder zurück und vernichteten sie. Eine weitere Auflage wurde verboten. Damit bestätigten sich die Abstrahierungen, die Klemperer in seinem Buch vorgenommen hatte.

Bereits der Titel von Klemperers Buch ist eine Parodie auf die ungezählten Kürzel aus der Sprache der Zeit des Nationalsozialismus wie BDM, HJ, DAF, NSKK, KdF etc. Klemperer erklärt dazu im ersten Kapitel: „Ein schönes gelehrtes Signum, wie ja das Dritte Reich von Zeit zu Zeit den volltönenden Fremdausdruck liebte: Garant klingt bedeutsamer als Bürge und diffamieren imposanter als schlechtmachen. (Vielleicht versteht es auch nicht jeder und auf den wirkt es dann erst recht.)“

Abkürzungen sind überall im deutschen Sprachgebrauch anzutreffen, ob es sich um die Steuererklärung handelt oder um andere Sprachbereiche. Der Nichteingeweihte, der Nichtfachmann bräuchte ein Lexikon, um sich im Abkürzungs- und Fachausdruckgewirr zurechtzufinden, da er diese nicht kennt. Aber diese Lexika gibt es nicht. Er muss zu einem Fachmann gehen, der diese

Begrifflichkeiten beherrscht. D. h. es gibt Spezialisten in Gesellschaften, die bestimmte Teilbereiche von Sprachen beherrschen und quasi ein Monopol darauf haben. An diese muss sich der Nicht-Fachmann wenden, um in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext überlebensfähig zu sein. Dies ist auch eine Massregel, die ein „Organisationskomitee“ für eine Gesellschaft vorrätig hat.

Sprache ist immer ein System. Man nennt es in der Kommunikationstheorie eine Konvention, eine Übereinkunft, wo eine bestimmte Gruppe unter denselben Worten mit dergleichen Zuordnungsvorschrift – man nennt dies Grammatik – das gleiche versteht. Hierzu ist ein Erlernen dieses Systems notwendig, welches wir Schule nennen. Damit wird eine homogene soziokulturelle Situation geschaffen, die uns ermächtigt, Kommunikation auf derselben Ebene zu betreiben. Wenn irgendwo etwas in dieses Verständnissystem eingreift, müssen alle Beteiligten neu lernen. Diejenigen, die aus Unkenntnis oder Unvermögen nicht neu lernen können, geraten in Verzug, haben ein Defizit und erleiden eine Schwierigkeit im weiteren Umgang, im Weiteren Benutzen dieser Sprache. Sie verstehen weniger oder können es nicht ausdrücken. Sie fallen also aus diesem Prozess heraus.

Z. B. haben wir heute diverse Maschinen. Diese Maschinen müssen bedient werden, damit sie uns „die Kommunikation erleichtern“. Dafür sind jedoch wiederum Lernschritte, das Aneignen von bestimmten Fertigkeiten und neue Denkmuster notwendig. Dies kann sich als Problem herausstellen.

Die Chinesen kennen das Phänomen der Linguistik seit über zweieinhalbtausend Jahren. Der erwähnte Dschuang Dsi (ca. 450 v. Chr.) hat als einer der ersten Überlegungen dahingehend angestellt, wenn einer beginnt ein neues Denksystem zu entwickeln, dann ist es für diesen selber schon nicht leicht, dies ohne Wortbegriffe zu tun. Demjenigen gelingt dies vielleicht noch mit den „Krücken der alten Worte“. Wenn er es aber je einem anderen vermitteln will, dann ist das mit einem neuen Gedankengang, der noch nicht gedacht ist, wesentlich schwieriger, als über ein beiden bekanntes Thema zu sprechen, bei dem es auch stets zu „Missverständnissen“ kommen kann (siehe das Beispiel mit den Fischen). Also muss derjenige ein neues Wort erfinden, das das umfasst, was er gerade denkt. Wenn nun ein ganz neues Wort verwendet wird, versteht der andere es erst recht nicht, da er keinen Bezug dazu hat. Dschuang Dsi schlug vor, ein Wort zu nehmen, welches möglichst dicht in der Nähe dessen ist, was neu gedacht wird, und ein zweites Wort, das quasi auf der anderen Seite von dem liegt, was gerade gedacht wird. Anschliessend werden ein Teil von dem einen und ein zweiter Teil von dem anderen Wort genommen und zu einem neuen Wort zusammengefügt. Der „Schlaue“ kann dann erschliessen, was zwischen den beiden Begriffen liegt.

Auf diese Art und Weise ist eine unglaubliche Menge an neuen chinesischen Worten entstanden mit dazugehörigen Schriftzeichen.

Klassische, chinesische, philosophische Abhandlungen haben ein Repertoire von ca. 90 000 Schriftzeichen, um diese Menge an komplexen Begriffen fassen zu können. Dies hat in der Neuzeit dazu geführt, dass Mao während der Kulturrevolution ein neues Gesellschaftssystem aufstellte. Dabei musste er sich jedoch auch auf alte Gesetzestexte stützen. Um diese alten Texte lesen zu können, musste man knapp an die 100 000 Schriftzeichen beherrschen. Hierzu waren aber die alten Gelehrten notwendig, die noch in der alten kaiserlichen, vorrevolutionären Phase ausgebildet waren. Ein unendliches Dilemma, was kaum aufzulösen war.

D. h. alte Systeme sind oft solange notwendig, wirksam und so unumstösslich, gleichzeitig aber so komplex, dass sie oft nicht mehr wirklich weiter benutzt werden können. Gleichzeitig sind sie jedoch so notwendig, dass sie unerlässlich sind. Aus so einem Dilemma heraus hat Sprache dann immer eine Umwälzung durchlaufen. Dann sind Begriffe in der Weise neu gedeutet worden, dass daraus Konfusionen entstanden. Diese Konfusionen führten stets zu grossen Schwierigkeiten und Herausforderungen. Z. B. gab es in Frankreich Ende des 18. Jahrhunderts eine Diversität von 15 bis 20 Sprachen. Lediglich 20% der Bevölkerung sprach Französisch. Mit der französischen Revolution, mit der Zentralisierung der Regierung usw. war es notwendig, eine neue Sprache zu etablieren.

Eine ähnliche Situation herrschte in Italien. Dort gab es eine Vielzahl verschiedener Sprachen: von Griechisch, Makedonisch, Serbisch über Deutsch bis hin zum Piemontesischen. Nur ein geringer Prozentsatz der in Italien lebenden Menschen sprach Italienisch. Mit der Einführung des neuen Nationalstaates 1862 wurde es unablässlich, über eine zentralisierte Regierung auch ein zentralisiertes Sprachsystem einzuführen.

Demnach ist Italienisch im Grunde eine Kunstsprache wie das heutige Französisch und das heutige Deutsch. Es handelt sich dabei um sogenannte Kanzleisprachen, die artifiziell konstruiert worden sind.

Wir glauben hingegen, dass es sich bei diesen Entwicklungen um ganz natürliche Prozesse handelt. Dabei sind es in Wirklichkeit hochpolitische Prozesse. Die Demokratie war dabei ein mächtiges Instrument zur Befreiung. Die Schweiz ist dabei ein interessantes „Biotop“. Dort sind demokratische Grundgedanken sehr alt. Dieses Konglomerat von verschiedenen Sprachinseln mit unterschiedlichen gesellschaftlichen, kulturellen Vorlieben und gedanklichen Dialekten, schliesst sich zu einer Konföderation zusammen. Dieser Konföderation gelingt es, mit verschiedenen Sprachen ohne Zentralisierung und ohne Klammer einer Kunstsprache auszukommen. Der Individualismus ist jeweils so gross und stark, dass die verschiedenen Sprachen überleben können, dürfen und wollen. Folglich sind Individualitäten möglich.

Es ist bemerkenswert, dass Sprache in einer ganz anderen Art und Weise überleben kann. Die deutsche Sprache, die viele politische Neuerungen hat überleben und erleben müssen, hat sich in der Schweiz, in dieser kulturellen Enklave, ganz anders entwickelt. Dort wurden einige politische Neuerungen wie Umlautverschiebungen, grammatikalische Anpassungen, Vereinfachungen, die es in Deutschland gab, nicht vorgenommen. Sprachlich gesehen entwickelte sich ein eigenes Biotop.

Sprache ist immer eine Funktion des Denkens. Sprache ist nie etwas, was nur um seiner selbst willen existiert, sondern Sprache ist immer eine Funktion von Denkmodellen und Denkmustern. Insofern hat in der Schweiz aufgrund der sehr individuellen Sprachentwicklung auch eine Ansammlung von Denkmustern überlebt und sich zu einem ganz speziellen soziokulturellen Biotop, so wie es jetzt ist, herausgebildet. Dieses unterscheidet sich auch – nicht nur sprachlich – in Denkmustern von den deutschsprachigen Denkmustern in der Umgebung. Diese Unterschiedlichkeiten führen zu verschiedenen Verständnisebenen und damit zu unterschiedlichen Akzeptanzen, bei denen dann schlussendlich demokratische Toleranzen notwendig sind.

Wir müssen uns bewusst sein, dass Worte und Begriffe ihre Geschichte haben und nicht immer in dem Sinne verstanden wurden, wie wir sie heute verstehen. Auch was wir sagen und meinen, ist losgelöst von dieser historischen Dimension der sprachlichen und begrifflichen Entwicklung vielfach eine Quelle von Missverständnissen. Einander zu verstehen, ist zwar nicht nur, aber vielfach doch auch ein sprachliches Problem.

Sprache ist also ein unglaubliches Instrument, um verschiedene Kulturtechniken an der Sprache zu beobachten, aber auch auszuprobieren.

Zwei Texte sollen daher zum Abschluss diesem Thema gewidmet sein:

Der chinesische Philosoph Dschuang Dsi (um 365 vor Chr.) schrieb folgenden Text über die „Freude der Fische“:

Dschuang Dsi ging einst mit Hui Dsi spazieren am Ufer eines Flusses.

Dschuang Dsi sprach: "Wie lustig die Forellen aus dem Wasser herausspringen! Das ist die Freude der Fische."

Hui Dsi sprach: "Ihr seid kein Fisch, wie wollt Ihr denn die Freude der Fische kennen?"

Dschuang Dsi sprach: "Ihr seid nicht ich, wie könnt Ihr da wissen, dass ich die Freude der Fische nicht kenne?"

Hui Dsi sprach: "Ich bin nicht Ihr, so kann ich Euch allerdings nicht erkennen. Nun seid Ihr aber sicher kein Fisch, und so ist es klar, dass Ihr nicht die Freude der Fische kennt."

Dschuang Dsi sprach: "Bitte lasst uns zum Ausgangspunkt zurückkehren! Ihr habt gesagt: Wie könnt Ihr denn die Freude der Fische erkennen? Dabei wusstet Ihr ganz gut, dass ich sie kenne, und fragt mich dennoch. Ich erkenne die Freude der Fische aus meiner Freude beim Wandern am Fluss."

Und bei Goethe heißt es:

„Und wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.“